

28.09.1900

Stadttheater: Oper.

**Das Nachtlager in Granada**, Romantische Oper in 2 Akten von  
**Konradin Kreutzer.**

Konradin Kreutzer gehört auch zu den zahlreichen *dii minorum gentium* der Musikgeschichte, denen der große Wurf nur einmal im Leben gelungen ist. Von seinen nahezu dreißig Opern ist das „Nachtlager“ die einzige, die einen wirklich großen Erfolg gehabt und die sich noch heute nach zwei Drittel Jahrhunderten auf dem Spielplan jeder reputierlichen Bühne befindet. Im übrigen kennt man heute von ihm nur noch die Musik zu dem auch schon fast verschallenden „Verschwender“ von Raimund und ein etwa halbes Dutzend seiner Männerchöre, die noch heute wahrhaft volkstümlich sind, aber künstlerisch sich dennoch nicht über das Niveau sentimental-philisterhafter Liedertafel erheben. Da ist Kreutzer denn doch in seinen *chef d'oeuvre* ein anderer Kerl. Freilich enthält auch das „Nachtlager“ lange Strecken, die man nur als rettungslos veraltet bezeichnen kann, allein der weitaus größte Teil der Partitur quillt von schöner, edler und gemühtiefer Empfindung, ist feinsinnig harmonisiert und farbenreich instrumentiert, ja auch kontrapunktisch sind große Feinheiten vorhanden. Mit diesen Vorzügen vereinigt das Werk wirksame Formbehandlung und große Sanglichkeit, so daß auch aus dem „Nachtlager“ verschiedene Nummern Gemeingut des deutschen Volkes geworden sind.

Die gestrige Aufführung des sympathischen Werkes, dem ein Friedrich Kindisches Schauspiel zu Grunde liegt, sollte wohl nicht speziell dem Zweck dienen, einen neuen dritten Bewerber um das Fach des lyrischen Tenors vorzuführen. Denn zur Erfüllung dieses Zweckes hätte Herr Erich Fritz eine minder geeignete Partie überhaupt kaum ausfindig machen können, als die nicht nur untergeordnete, sondern auch undankbare und langweilige Rolle des Hirten Gomez. Wenn diese Partie zur Beleuchtung etwaiger Vorzüge ihres Darstellers schlechterdings ungeeignet ist, so reichte sie im vorliegenden Falle doch vollständig aus, über die Schwächen des Sängers sich ein klares Urteil zu bilden. Um mit den Vorzügen des Debütanten zu beginnen, sind sie rasch erschöpft: er besitzt eine gute Bühnenfigur und eine biegsame Stimme von angenehmer Färbung; *voilà tout*. Doch halt, man darf auch seiner Art zu singen Anständigkeit nachrühmen. Er behandelt sein Organ nicht gewalthätig und zeigt Begabung für gute Bindung der Töne.

Soweit seine Aktiva. Auf Seite der Passiva muß vor allem der Mangel an Metall des Tones betont werden. Des weiteren hat die Stimme noch einen unangenehm kehligen Klang. Was aber Herrn Fritz am meisten überraschen wird, zu lesen, ist, daß das Volumen seines Tones annoch winzig ist. Ueberraschen wird ihn das deshalb, weil seinem eigenen Ohr – ich muß hier von einem Körperteil des Sängers reden, meine aber das Ohr hier nur insoweit, als es für das künstlerische Individuum als Werkzeug der Selbstkritik in Betracht kommt und sehe von den allgemeinmenschlichen Beziehungen besagten Ohres zu der Person des Herrn Fritz ausdrücklich und vollständig ab – der Ton der Stimme groß und mächtig klingen wird; dies hat aber seinen Grund darin, daß er ihn infolge des kehligen Ansatzes nicht vermittels des äußeren Ohres vernimmt, sondern durch die Ohrtrumpete (eustachische Röhre).

Aber auch abgesehen von diesen Fehlern des Instruments war das Debut wenig erfreulich, da Herr Fritz sich musikalisch ziemlich unsicher zeigte, ganz besonders in rhythmischer Beziehung. Am unangenehmsten fiel dies in der Anfangsszene des zweiten Aktes auf; doch in dem weltbekannten *Es-dur*-Terzett „Trenne nicht das Band der Liebe“ lies die Taktfestigkeit des Sängers gleichfalls verschiedenes zu wünschen übrig. Wenn ich mein Gesamturteil über den Sänger zusammenfassen müßte, so wäre ich genötigt, noch einmal das Gebiet des rein Sachlichen zu verlassen und dem jungen Sänger einen ebenso ernsten wie dringende Rat zu erteilen: Er möge die Bühne noch einmal mit der Studierstube vertauschen und noch etwa ein Jahr lang fleißig an sich arbeiten, vor allem den Ton nach vorn zu bringen und die zweckwidrige Magenresonanz durch die Resonanz der Stirnhöhle zu ersetzen streben. Da er, wie aus dem oben Gesagten hervorgeht, wirkliches Gesangstalent zu besitzen scheint, wäre es schade, wenn er diesen Rat nicht befolgte.

Die Ehren des gestrigen Abends gehörten dem Darsteller der überaus dankbaren Hauptrolle, unserem geschätzten Heldenbariton, Herrn Beeg, der als „Jäger“ eine der gesangstechnisch erfreulichsten Leistungen seiner bisherigen Wirksamkeit in Königsberg bot. In weit höherem Maße, als gewöhnlich, konnte man sich diesmal an wirklichem Gesangston erfreuen. Der Künstler war sichtlich

bemüht, nicht zu viel Ton zu geben, und diese Weise Mäßigung hatte eine außerordentliche Veredelung des Klanges zur Folge. Wenn er weiter mit Energie seine Neigung zum „Draufgehen“ bekämpft, so wird das auch seiner noch großer Aufmerksamkeit bedürftigen Atemökonomie zu gute kommen. Dieser Mangel trat am störendsten am Schluß der großen Nachtszene zu Tage, wo Herr Beeg das hübsche Melisma bei dem Worte „vergehen“ unter Wiederholung dieses Wortes in zwei Stücke zerschnitt. An verschiedenen Stellen war zu erkennen, wie fleißig der Künstler an seiner Vervollkommnung gearbeitet hat. Im *piano* hat er jetzt anstatt der früheren hauchigen und kernlosen Töne eine schöne *voix mixte* zur Verfügung, die er am wirkungsvollsten in dem eigenmächtigen hohen *g* verwendete, mit dem er die genannte Szene schloß. Auch vorher schmückte Herr Beeg die Partie mit einigen hohen *g* aus, die glänzend klangen. Am Schluß der Auftritts-Romanze ist ein solcher Effekt verzeihlich; an der Stelle „die Ruh im Busen“ etc. war dagegen die Aenderung nicht sehr geschmackvoll. Dieser ganze Abschnitt der Nachtszene („Es zieht aus jener Welt“) wurde übrigens in merklich zu schnellem Zeitmaß ausgeführt, so daß nicht allein die schöne Melodie viel ihres Adels einbüßte, sondern auch dem Hornisten das für diese Stelle sehr wichtige Portament fast unmöglich gemacht wurde. Hinsichtlich der Aussprache, die Herr Beeg im allgemeinen musterhaft behandelt, fielen mir zwei Rückfälle in einen früher des öfteren monierten Fehler auf: Das *e* wurde, z. B. in den Worten „ganz nur ein Mensch“ zu spitz, zu sehr nach *i* vokalisiert. Diese kleinen Ausstellungen vermögen aber der Gesamtleistung des Künstlers nichts von ihrer Vortrefflichkeit zu rauben und [s]ollen seinen großen wohlverdienten Erfolg keineswegs schmälern.

In Fräulein Lachmann stand ihm eine ausgezeichnete Gabriele gegenüber, die wie stets geschmackvoll und mit feiner Technik sang – besonders entzückend klang das zarte hohe *b* in der das Schlußterzett einleitenden Kadenz – und reizend spielte.

Das spitzbübische Hirtenkleeblatt wurde von den Herren Rapp, Clemens und Röbe gesanglich und darstellerisch sehr hübsch verkörpert. Die Terzett-Sätze der drei Männerstimmen, sowie die anderen Ensembles gelangen lobenswert; namentlich verdient das erste Quintett hervorgehoben zu werden.

Die Chöre erfreuten zum Teil durch hübsche dynamische Schattierung. Im Orchester passierten wiederholt kleine Entgleisungen. Die Holzbläser klangen sehr schön, das Horn zeigte in den lyrischen Partien der Ouvertüre, was es an Tonschönheit und ausdrucksvollem Portament leisten kann. Ganz besondere Erwähnung verdient jedoch Herr Konzertmeister Hennrichs, der das beliebte Geigen Solo mit süßem Ton und zartestem Ausdruck vortrug.

Die Regie lag in Herrn Röbes bewährten Händen. Eine sehr wirksame Nüance war der Ringkampf des Jägers mit Basko. An der Beleuchtung habe ich wieder zwei Dinge zu bemängeln, die von der Beschaffenheit des technischen Apparates unabhängig sind, also vermieden werden müßten. Vor allem brach im ersten Akt der Abend viel zu früh ein. Das Abendläuten pflegt nämlich nicht erst bei völliger Dunkelheit, sondern in der Dämmerung stattzufinden, mithin muß also schon die mit der Regulierung der Bühnenbeleuchtung betraute technische Kraft ihren Thatendurst bis nach dem populären Abendgebet zügeln. Ein Umding ist nun aber gar das gestern vorgeführte Alpenglühnen bei völlig dunklem Himmel. Die Bühnenbeleuchtung ist denn doch am letzten Ende zu dem Zweck erfunden und zu ihrer heutigen technischen Vervollkommnung entwickelt, um ein möglichst hohes Maß von Illusion zu erzeugen, nicht aber, um durch natur- und sinnwidrige Effekte und Mätzchen die Illusion zu zerstören.